

**Notizen nach dem Seminar Lebenswerte „Schmecken“
Vom 25. August 2008 mit Wolfgang Teichert**

„Für die Physiologie beginnt der Essprozess im Mund, für die Theologie im Paradies“

Madalina Diaconu

„Verbotene Frucht schmeckt süß“. „Wer Rüben gegessen, der weiß nicht wie Spargel schmeckt.“

Nach diesem Abend, auf der Heimfahrt, erzählt eine Teilnehmerin des Seminars, wie sie in Frankreich in einem Dorfgasthof sitzend, plötzlich eine Schulklasse durch den Gasthof in den hinteren Saal hat gehen sehen. Die Lehrerin, gefragt, was die Kinder hier machen, gab kund: Heute ist der Tag des guten Geschmacks, wir lernen Kräuter und Gewürze kennen und unterscheiden. Das sei ihre Art mit dem Vordringen von fast food Ketten umzugehen.

Der Abend begann mit einer Einführung des Geschäftsführers des Hotels „Baseler Hof“, Niklaus Kaiser, in vier Weinsorten, die mit dem Geschmackqualitäten süß, salzig, bitter und sauer korrespondieren. Herr Kaiser hatte zudem verschiedene, frische Brote bereit gestellt, die man mit leckeren „Dips“ der vier unterschiedlichen Geschmacksrichtungen im Zusammenspiel mit den Weinen ausprobieren konnte.

Das Gespräch verweilte zunächst kurz bei der **Qualität unseres Schmeckens**. Unser Geruchssinn habe den Geschmackssinn inzwischen an Bedeutung übertroffen. So wird z.B. das Aroma eines guten Essens hauptsächlich mit dem Geruchssinn wahrgenommen. Wir schmecken nur die Qualitäten Süß, Salzig, Sauer, Bitter und Umami (von japanischen Wissenschaftlern postulierter *Glutamat-Geschmack*, der eine „abrundende“ Wirkung auf der Zunge hat).

Außerdem werde unser Geschmack durch Temperatur, Struktur und Konsistenz beeinflusst. Daneben gibt es Eindrücke wie kühlend, metallisch oder scharf. Der Geschmack eines Lebensmittels werde nicht durch eine einzige Verbindung bestimmt, sondern durch die Kombination einer Vielzahl von geschmacksaktiven Verbindungen. Der Geschmackssinn hat in der Ernährung die wichtige Aufgabe, die für eine optimale Verdauung erforderliche Speichel- und Magensaftsekretion anzuregen. Unser Geschmackssinn ist wichtig zur Prüfung der Nahrung (genügend Kochsalz, giftige, weil bitter schmeckende Speisen usw.).

Wenn auch die Theologie mit Schmecken im Paradies beginne, so wandte sich der Abend erst einmal der **Erscheinungsform (Phänomenologie) des Schmeckens** zu.

Hinter den Lippen öffnet sich die Mundhöhle, „die dunkle feuchte Grotte, darin ein kleiner Teich in der Mitte; darüber fährt die Zunge hin und her, schmeckt und schleckt und leckt – und entdeckt und verdeckt“ (Madalina Diaconu, Seite 320). Essen und Trinken kommen im Medium des Wassers zusammen. Die Zunge zerdrückt die Nahrung am Gaumen und die Zähne zerbeißen und machen mundgerechte Teile aus dem Ganzen.

Im Ausgang von diesen physiologischen Prozessen hat sich auch ein symbolischer Wert des Gebisses im Zusammenhang mit unserer Aggressivität herausgebildet (*Urform des Sadismus?*). Auf jeden Fall seien die Zähne unser einziges Organ, dessen Härte uns dazu befähigen, Dinge der Umwelt uns einzuverleiben. Der Gaumen bildet die Kuppel dieses Lustschlosses, „eine Art G-Punkt der Esslust“ (Diaconu, S.322).

Und noch etwas: „Der Nahrungsgeschmack in unserem Mund liefert einen der stärksten Beweise für die Wirklichkeit der Außenwelt.“ (Diaconu, S. 334). Ich schmecke, also bin ich.

Dabei gebe es eine Art Entwicklung von der „Oralphase“ eines Menschen bis hin zur Weisheit des Magens (*Gastrosophie*). Diese Weisheit entstehe als Kunst und Weisheit, den Magen maßvoll zu füllen, ohne ihn vollzustopfen oder ihm Gesundheit gefährdenden Fastenkuren auszusetzen.

Einwand eines Teilnehmenden:

Er könne nicht verstehen, warum unter dem Titel „Lebenswerte“ das Schmecken als „niederer Sinn“ so aufgewertet werde. Er begründete das dreifach:

Zum ersten sei das Schmecken (*wie das Riechen*) ein Sinn, der dem des Tieres am Nächsten komme. Das Schmecken und das Gebiss seien für Raubtiere eine Waffe des Beutemachens.

Zweitens empfinde er den gegenwärtigen „Kult der Kochshows“ als dekadent. Es erinnere ihn an die „letzten Tage von Rom“, wo man soviel aß, dass man Federn benutzte, um das Ganze wieder zu Erbrechen, damit man weiter schlemmen konnte.

Und drittens seien Schmecken und Riechen identisch mit den Sinnesorganen, während Sehen und Hören Differenz mehr ins seelisch-geistige übertragen werden würden

Widerspruch:

Essen als Grundbedingung des Lebens hat immer eine kulturelle und rituelle Ausformung seit Menschengedenken. Gemeinsames Schmecken beim Essen verbindet Menschen miteinander. Und noch heute streitet es sich nach dem Essen weniger gut als vorher, es macht also auch friedlicher.

Essen hält, wie man so sagt, „Leib und Seele“ zusammen, also auch Menschen. Darum ist es kaum verwunderlich, dass selbst das kritische Bibelbuch betone: „Iß dein Brot, trink deinen Wein mit gutem Mut, denn dies dein Tun hat Gott längst gefallen“ (*Prediger Salomos 9,7*).

Es werde zu sehr vom Kulturteil der Mahlzeit gesprochen, so ein weiterer Gesprächsansatz. Man müsse Essen und Schmecken mehr unterscheiden, denn schließlich habe man auch essen müssen, was nicht schmeckt.

Es tut sich an dieser Stelle eine Schwierigkeit auf, die immer entsteht, wenn man sich um Sinneswahrnehmungen kümmere. Sie flössen ineinander über und hätten bereits im Erleben immer eine sprachliche Deutung oder Erklärung erfahren. Geschmack sei nicht rein „präverbal“ (*wie der Referent es gerne gesehen hätte*), es entwickle sich in, mit und unter den begleitenden Gesten, Worten und Atmosphären. Geschmack und Schmecken seien sozusagen eine Gesamtkomposition, sie ließen kaum ganz genaue definitorische Unterscheidungen zu, sondern seien eher ein „Gemenge“ oder „Gemisch“. Sie liefen zusammen (*confundere*). Sie seien also konfus.

Welchen Zusammenhang hat dann aber **Schmecken und Denken** (*Geschmack und Philosophie*). Hier helfe die Wortbedeutung überraschend weiter: Es bestehe eine alte Verwandtschaft zwischen der Philosophie und dem Geschmackssinn:

Das lateinische *sapientia* (*Weisheit*) hatte sich nicht abgelöst von *sapor* (*Geschmack, Aroma*) und *aspire* (*schmecken*). Der homo sapiens sei, so könne man sagen, auch das schmeckende und nicht nur das sprechende Tier. Geschmack also wäre ein Ursprung der Intelligenz. Ohne Geschmack liefen wir Gefahr, unser Menschsein zu verlieren.

„Das Tier frisst rasch in sich hinein; der Mensch genießt den Geschmack.“, sagt Michel Serres (*Die fünf Sinne. Eine Philosophie der Gemenge und Gemische. Frankfurt am Main 1989, S. 208*) So etwas kann nur ein Franzose schreiben. Das wurde im Gespräch bestritten, denn auch das Tier zeige verschiedenes Schmecken.

Darin waren alle sich einig: **Schmecken und Essen seien elementare Grundlagen der Lebenserhaltung.**

Wir nähmen Teile unserer Umwelt als Nahrung in uns auf – täten wir das nicht oder würde uns die Nahrung verwehrt, gingen wir unweigerlich zu Grunde.

Unsere Nahrung sei nicht einfach da. Sie müsse aus der natürlichen und sozialen Umwelt beschafft und bereitgestellt werden. Man müsse sie sich holen, darum geschehe Essen ab einem sehr frühen Stadium bewusst. Mehr noch: Der heranwachsende Mensch erschließe sich seine Welt zuallererst über die Aufnahme der Nahrung. Später würde er lernen, dass es ihn und seine Umwelt etwas kostet, den Hunger zu stillen, dass das gar nicht selbstverständlich ist.

Summa: Essen ist Leben – das bedeutet aber auch: Leben ist bedürftiges Leben. Angewiesen auf Speise. Angewiesen auf alles, was zu des „Leibes Nahrung und Notdurft“ gehört, angewiesen auf Andere. Bedürftiges Leben ist in elementarer Weise bedrohtes, ist verletzliches Leben. Essen ist Leben. Deshalb essen wir in Zeiten gesteigerter Lebensfreude; wenn aber das Leben uns schwer wird, wenn uns die Traurigkeit überkommt, dann verlieren wir mit der Lust am Leben auch den Appetit.

Historisch sei es geteilter **Glaube der Antike, des Judentums und des Christentums** gewesen, dass wir, wenn wir es dem Fremden bei uns schmecken lassen, Gott aufnehmen. Drei Szenen seien beispielhaft zu erwähnen.

1.Szene: Jupiter und Apoll

Die erste Szene überliefert Ovid (*Metamorphosen. Buch VIII Vers 625-724*).

Jupiter und Apoll in Gestalt von Sterblichen suchen Nachtquartier: Die Türen verschließen sich vor ihnen. Nur an der letzten Tür werden sie hereingebeten. Dort leben Philemon und Baucis, „mit heiterem Sinn und ohne ihre Armut zu beklagen“. Die nicht erkannten Göttergestalten bekommen eine Bank, und nun schildert Ovid sehr ge-

nau, wie Baucis zuerst Feuer macht, den „aus dem fein berieselten Garten“ geholten Kohl bereitet und Schinken kocht. Beide verkürzen „plaudernd“ die Zeit. Die Götter geben sich indirekt zu erkennen, indem der Weinkrug sich von selbst immer wieder füllt.

Auffällig ist die Akribie, mit der hier die Zubereitung der Speisen und diese selbst zu Wort kommen. Baucis und ihre Tätigkeit der Speisezubereitung wird ausdrücklich „pia“ genannt. Fromm ist, was sie und wie sie Essen und Trinken und Gastfreundschaft bereitet. Im lateinischen „pius“ schwingt die Wortbedeutung von „lebensdienlich“ mit, ein Maßstab für Schmecken und Geschmack. Auf jeden Fall sorgen diese Leute gastfreundlich und konkret für den Leib der beiden unbekanntenen Gäste. Und die revanchieren sich damit, dass der Becher nicht mehr leer sein wird. Außerdem heben die Gastgeber das Vergehen von Zeit gleichsam auf, indem sie des „Wartens Frist nicht empfinden“ lassen durch ihre plaudernde Begleitung. Man könnte darin einen Hinweis auf das umwegige und nicht gleich „zur Sache“ kommende Gespräch sehen. Gastfreundschaft muss ja erst atmosphärisch entstehen. Und genau das schaffen diese beiden Leute. Die Anwesenheit der Götter weist darauf hin, dass hier exemplarisch zu studieren ist, wie Essen und Trinken die „Gesichter freundlich“ machen, wie es ausdrücklich heißt. Umgekehrt könnte man Gott, Welt und Menschen verfehlen, wenn man nicht an Essen, Trinken und Gastfreundschaft denkt.

Wir fassen zusammen: Schmecken beim Essen und Trinken lässt den Anderen bei sich eintreten, nimmt ihn auf, schafft einen Freiraum für ihn, in dem sogar die Götter sie selbst sein dürfen.

2. Szene: Abraham

Die zweite Szene findet sich in Genesis 18: Bei Abraham erscheinen im Hain zu Mamre drei Männer.

Abraham läuft ihnen entgegen und neigt sein Haupt. Er lässt sie sich im Schatten lagern und bereitet das Allerbeste in Überfülle vor: Ein eigens zubereitetes Kalb und die köstlichen feinen Brotfladen seiner Frau Sara, wobei die angegebene Menge von „drei Sea“ ca. 45 Kilo entspricht (!) – und das alles für drei Personen!

Er wartet seinen Gästen stehend auf. Abraham hätte allen Grund, sich anders zu verhalten.

Gott hatte ihm und Sara einen Sohn versprochen – davon hat er noch nichts gesehen. Gott hatte ihm zugesagt, ihm und seinen Nachkommen werde Land gehören – bisher ist er Fremder dort geblieben, und es gehört ihm kein Fingerbreit an Boden.

Alle Verheißungen liegen ein Vierteljahrhundert zurück. Abraham ist ein Mensch, der über seinen Enttäuschungen alt geworden ist – und der dennoch in außergewöhnlicher Weise auf Andere zugeht, sie bewirtet, ihnen einen herzlichen Empfang bereitet. Statt sich zurückzuziehen, zu resignieren, gibt er seinen Gästen zu Schmecken.

Abraham ist Beispiel eines Menschen, der nicht per Projektion oder Übertragung die Enttäuschungen, die er erlebt hat, weitergibt oder delegiert. Schmecken kann niemals aus dem Ressentiment geboren sein. In den drei Gästen, so sagt es die Erzählung, kommt Gott selber zu Besuch. Schmecken also könnte auch heißen: dass in den von uns eingeladenen und bewirteten Menschen nicht nur die Eingeladenen, sondern in, mit und unter ihnen Gott bei uns gegenwärtig wird.

3. Szene: Das letzte Mahl

Aber es soll noch eine andere Seite des Schmeckens zu Wort kommen. Beim letzten Mahl Jesu stehen neben Jüngerschaft, Vertrauen und gemeinsamem Essen auch Vertrauensbruch, Destruktion und Verrat. Als seien Essen und Trinken („*Wer mit mir die Hand in die Schüssel taucht*“) stark genug, auch diese Verratsgesten zu umfassen.

Essen und Trinken selbst sind von aggressiven Akten durchsetzt. Für antikes Empfinden hatte bereits die Herstellung von Brot und Wein etwas Destruktives: Getreide muss abgeschnitten, gedroschen, geworfelt und zu Mehl zerrieben werden, wenn es zu Brot verarbeitet werden soll. Das Treten der Kelter begegnet mehrfach als Bild für eine brutale Vernichtung von Menschenleben (vgl. z.B. *Jesaja 63*). Leben und Tod stehen oft nahe beieinander. Wenn das Weizenkorn nicht stirbt, bringt es keine Frucht, hat Jesus nach dem Johannesevangelium (*Kap. 12*) gelehrt. Daran lassen auch die Deuteworte beim Abendmahl denken: Dass ein zu Tode gequälter und geschundener Mensch zur Quelle des Lebens werden kann. Die Verratsgeschichte des Judas bringt auf ihre Weise heraus, dass wir Vernichter von Leben sind, wenn wir essen.

Heute wissen wir auch das Andere: Nicht nur wir vertilgen und verraten die Speise, sondern wir werden auch von ihr verraten. „Statt Lebenslust mit der Vorzugsmilch einzuschlüpfen“, schreibt Stefan Hardt, „horchen wir, ob der Tod darin nicht sein geschmackloses Wesen treibt.“ Das heißt: Bei jedem Bissen kann unser Körper, unsere Vitalität und unsere Gesundheit verletzt und somit verraten werden. Der Körper bindet sich durch das Essen vertrauensvoll an die Umwelt. Wenn aber die Nahrung verseucht ist, dann ist das Lebensmittel zum Todesmittel

geworden. Das verbindet uns mit dem archaischen Esser: Auch er wusste nicht, ob er einen bösen Dämonen aß, der ihn vernichten würde.

Kontrastreicher kann man Mahlzeit, Schmecken und Verrat nicht darstellen! Oder sollte dies Nebeneinander von gemeinschaftsbildendem Mahl und Gemeinschaft zerstörendem Verrat das Besondere gerade dieser Mahlzeit sein?

Das Abendmahl verträgt sogar noch jene Kraft an ihrem Tisch, die die Gemeinschaft zu sprengen droht. Soll auch eine echte Mahlzeit eben dies nicht ausschließen, dass „unser Heiligstes“, wenn nicht verraten, so doch angeklagt, beschimpft, schlecht gemacht wird? Und dass wir das aushalten und nicht beginnen, uns zu verteidigen? Dann wäre das Heilige dieser Mahlzeit nicht nur seine oft betonte Gemeinschaft stiftende und Gemeinschaft darstellende Kraft. Dann wäre das Heilige mehr: Diese heilige Mahlzeit verträgt sogar noch jene Kraft an ihrem Tisch, die die Gemeinschaft zu sprengen droht.

Ein Gott, der sich zum Schmecken hingibt (*ich habe Dich zum Fressen gern*), bewirkt, dass wir im Guten wie im Schlechten mit der Einverleibung Anteil bekomme an der Macht dessen, was wir zu uns nehmen, eben Gott.

Ihr Wolfgang Teichert